

Was zeichnet eine Reflexive Kriminologie aus?

Zwei Richtungen des Blicks scheinen mir notwendig, um diese Frage angemessen zu beantworten: 1. Wie wirkt unsere theoretische Praxis auf die Praxis des Bereichs, den wir erforschen? 2. Wie determinieren die Verhältnisse im Gegenstandsbereich unserer Forschung diese Forschung?

Wären diese Fragen beantwortet, könnten wir uns fragen, wie unsere Forschung aussehen soll, was soll, will und kann sie erreichen? Oder alteuropäisch gefragt: Was sind unsere Erkenntnisinteressen im Rahmen einer reflexiven Kriminologie, und welches theoretisch-methodische Instrumentarium brauchen wir dafür?

Unglücklicherweise ist die Kriminologie, wie die Sozialwissenschaften – mit wenigen Ausnahmen – im allgemeinen nicht auf die angemessene Bearbeitung solcher Fragestellungen vorbereitet. Traditionellerweise definieren wir unseren Gegenstandsbereich als „out there“, irgendwo in der Gesellschaft, bestenfalls sind wir noch ein wenig darauf vorbereitet, uns selbst, also der Wissenschaft, dort zu begegnen. Selten sind wir bereit anzuerkennen, daß Wissenschaft ein lediglich lokal produktives Unternehmen ist, das sich durch methodische Konstruktion seine eigene „Realität“ ebenso schafft, wie die Akteure, Institutionen und Objekte, die sie beobachtet. Theorietechnisch oder grundbegrifflich stellen nur wenige sozialwissenschaftliche Ansätze diesen Sachverhalt in Rechnung. An prominenter Stelle sind hier die Ethnomethodologie, der Konstruktivismus und die Systemtheorie Luhmann'scher Prägung zu nennen. Gemeinsam ist diesen drei Ansätzen, daß sie in ihren Analysen und Begriffen auf eine Ebene von Methoden und Verfahren zielen, die für alle sozialen Phänomene und Praktiken, also auch für jene, die sich Wissenschaft und Forschung nennen, gelten.

Nun läßt sich dieses Grundproblem der Reflexivität in den Sozialwissenschaften unterschiedlich formulieren: Wissenschaft bedient sich der gleichen Mittel und Methoden wie die Akteure des Forschungsfeldes, sie ist Teil des Gegenstandes, sie produziert Deutungen von Deutungen, die unhintergebar mit den Kontextbedingungen ihrer Produktion verwoben sind. Oder in etwas bekannterer Formulierung: Das Sein bestimmt das Bewußtsein. Aufbauend auf dieser Formulierung wurden auch die prominenteren Lösungsvorschläge für das Dilemma der Reflexivität formuliert: Entweder in der Sozialdimension, hier fordert man, soll Wissenschaft desinteressiert (lies: kontextfrei) betrieben werden, um die Ergebnisse nicht zu verzerren. Oder man temporalisiert das Problem, indem man auf die Reproduzierbarkeit von Ergebnissen und den Konsens der Wissenschaftlertgemeinschaft verweist. Eine dritte Möglichkeit ist die Rückbindung der Befunde an die Adressaten. Pointiert formuliert: Wenn ein Ergebnis (das ja immer als die Rekonstruktion eines Handlungszusammenhangs begriffen werden kann) von den betroffenen Akteuren validiert werden kann, dann besteht eine begründete Vermutung für seine Richtigkeit. Alle diese Verfahren zielen letztlich darauf, zu einer Entscheidung entlang der Dimension vorläufig wahr/falsch zu kommen. Eine reflexive Epistemologie müßte mei-

nes Erachtens einerseits ihre Geltungsansprüche niedriger hängen und andererseits ihre Analyse tiefer legen und sich mit den Prozessen der Realitätskonstruktion – inklusive der eigenen – beschäftigen.

Bezogen auf die oben in zwei Perspektiven aufgeteilte Ausgangsfragestellung ergibt sich daraus folgendes: Das Verhältnis von Wissenschaft und ihrem Gegenstand läßt sich in der Sozialwissenschaft als ein Kreisverhältnis beschreiben: Wissenschaft beobachtet (forscht, mißt, zählt, argumentiert) und die Ergebnisse dieser Beobachtungen werden direkt oder indirekt an die beobachteten Akteure kommuniziert, was deren „Binnenstruktur“ verändert und wiederum Anlaß zu neuen wissenschaftlichen Beobachtungen gibt. Die Art und Weise, wie diese Kreisläufe funktionieren, zu welchen Veränderungen sie führen, ist kaum prognostizierbar. Wissenschaft kann viel oder wenig Folgen haben, diese können beabsichtigt oder unbeabsichtigt, mittelbar oder unmittelbar sein. Gerade im Bereich der Kriminologie hat die sozialgeschichtliche Forschung viele Belege über die engen und vielfältigen Zusammenhänge von Wissenschaft und Praxis gesammelt. Das Beste, was man für eine reflexive Kriminologie zunächst fordern kann, ist, sich dieser Zusammenhänge bewußt zu sein. Welche Folgen könnte das für ein reflexives Forschungsprogramm in der Kriminologie haben?

Erstens: Take Crime Serious! Kriminalität als soziale Tatsache sollte man ernst nehmen und analysieren, wer, was auf welche Weise damit tut. Wie handhaben die Medien, die Polizei, die Öffentlichkeit, die Politik, das Recht, die Justiz und auch die Kriminologie das Phänomen Kriminalität. „Phänomen“ heißt, daß es sich nicht um beobachtbares Verhalten, sondern um eine, in gesellschaftliche Bezüge unterschiedlichster Art eingebettete soziale Tatsache handelt. Auch die kriminologische Untersuchung von Kriminalen als einer *Spesies sui generis* ist eine Form des Umgangs mit dem Phänomen Kriminalität in einem sozialen Kontext. Streitereien über den ontologischen Status des Begriffs entlang der Linie askriptiv/deskriptiv, wie sie die bundesdeutsche Kriminologie inszeniert, sind steril und sinnlos, wenn man davon ausgeht, daß in unterschiedlichen Settings oder Kontexten unterschiedlich mit dem Begriff umgegangen wird. Die täterorientierte Kriminologie begreift und definiert Kriminalität als Verhaltenseigenschaft und basiert ihr Forschungsprogramm auf dieser Annahme. Was sollte eine reflexive Kriminologie daran hindern, diese Tatsache zum Gegenstand ihres Interesses zu machen? Mit anderen Worten: Taking crime serious bedeutet so verstanden, die Tatsache anzuerkennen, daß viele verschiedene Akteure mit diesem Begriff in verschiedenen Kontexten arbeiten, und es die Aufgabe einer reflexiven Kriminologie ist, diese unterschiedlichen Arten des Umgangs mit diesem Begriff zum Gegenstand ihres Interesses zu machen. Das gleiche gilt für andere affektiv hoch besetzte Begriffe wie etwa Gewalt oder Gefahr.

Zweitens: Mit solchen Überlegungen setzt man sich schnell den handelsüblichen Vorwürfen im Spektrum Zynismus, Nihilismus, postmoderne Beliebigkeit aus. Diese Vorwürfe sind selten an das Programm, sondern meist an die Person gerichtet („Sie Konstruktivist, Sie Postmoderner!“). Dem ist entgegenzuhalten, daß Wissenschaft, Politik und Moral verschiedene Dinge sind, die auch auf der Ebene von Personen ihren Niederschlag durch die Trennung von Rollen finden. Ich kann mich durchaus vor einem Mörder fürchten und Gewaltanwendung in bestimmten Bereichen verabscheuen, aber das ver-

pflichtet mich noch nicht zu einer analytischen Blickverengung, wenn ich untersuche, wie die soziale Tatsache „Mord“ konstruiert wird, wer, wie mit Gewalt umgeht. Diese Form von Parteilichkeit, die den theoretischen Blick moralisch oder politisch zu fokussieren versucht, ist wenig hilfreich. Auch gehen die üblichen Killerargumente am Problem vorbei. Die Definition von (Sozial)wissenschaft als handlungsentlasteter Praxis der Rekonstruktion entlastet diejenigen, die diesem Gewerbe nachgehen eben gerade nicht davon, sich Gedanken über Sinn und Unsinn ihres Tuns zu machen, über mögliche gefährliche Folgen ihres Handelns nachzudenken. Nur ist das Denken immer eine gefährliche Angelegenheit und produziert, mit gewisser Konsequenz betrieben, gefährliches Denken. Aber man sollte es als evolutionären Gewinn der Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften betrachten, daß sie mit dem Wissenschaftssystem eine geschützte Nische entwickelt haben, in der dieses Denken sich entwickeln kann, ohne allzu viel praktischen Schaden anzurichten. Beim Blick über den Gartenzaun der Akademie sind wir alle verpflichtet, nach moralischen Kriterien zu urteilen, nur sollten wir wissen, wenn wir wieder nach innen blicken, daß wir von der Gesellschaft dafür unterstützt werden zu denken, was wir wollen, und uns und sie dabei zu beobachten.

Hammerstr. 35
A-4453 Trattenbach
rkreissl@aol.com